Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 39 (1964)

Artikel: Eduard Mörike in der Schweiz
Autor: Keller, Jacob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699268

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jacob Keller

EDUARD MÖRIKE IN DER SCHWEIZ

Bild des Dichters

Das klassische Erbe der Landschaft, das in Schwaben die Mittelschulen, Pfarrherren und Beamten hüteten, kam zu stillem Leuchten in dem Schaffen Eduard Mörikes (1804–1875). Der träumerisch veranlagte Knabe des Oberamtsarztes in Ludwigsburg, der in der Schule oft «von einem Brückle 'nunterguckte», erhielt nach dem frühen Tod seines Vaters die erste Erziehung von seinem Oheim. Im Tübinger Stift, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, lernte er seine Freunde fürs Leben kennen: Waiblinger, Hartlaub, Bauer, Strauß und andere. Mit ihnen las er in einem Brunnenhäuschen Goethe, Homer und Shakespeare. Seinen Träumereien entsprang «Orplid». «Peregrina» wurde Ausdruck seines Verzichtes auf ein geliebtes Mädchen und formte zugleich seine dichterische Gestalt und seinen Charakter. Der junge Pfarrvikar fand seine erträumte Umgebung im idyllischen Cleversulzbach. Hier schuf er auch seine vollendetsten Gedichte (1834–1843).
Eine neue Liebe raubte dem Pfarresignaten von Mergentheim alte Freunde. Nach wenigen Jahren zerbrach dem spätern Deutschlehrer an der Stuttgarter Mädchenschule die Ehe, und damit erlosch auch seine dichterische Schaffenskraft.
Als vereinsamter Greis starb Eduard Mörike am 4. Juni 1875, vergessen von den Zeitgenossen und der nachfolgenden Generation. Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts erwachte neue Liebe zur Form und zur beschaulichen Muße seiner Werke.

Mörikes Beziehungen und Reisen in die Schweiz

Die erste und nachhaltige Berührung Mörikes mit der Schweiz geschah in der Begegnung des Neunzehnjährigen mit *Maria*

Meyer, dem von Mörike leidenschaftlich geliebten, herumwandelnden Mädchen. Über ihre Herkunft läßt sie Mörike im unklaren. Sie gibt vor, ihren Angehörigen in Österreich (oder Ungarn) entflohen zu sein, weil sie diese gegen ihren Willen in ein Kloster stecken wollten. Sie hatte jedoch die Schweiz zur Heimat. Ein Gedicht *Bauers,* des Jugendfreunds Mörikes, läßt den jungen Dichter im Bilde «ihres menschlichen Erblassens» das «Geheimnis» lüften:

«Ach, daß du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihrer Augen Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen.»
(Auszug aus dem Gedicht, Tübingen 1824 und 1826)

Marias Auftauchen ist ebenso merkwürdig wie ihr Verschwinden vor den Augen Mörikes. Ein undatiertes Billett Bauers berichtet: «Bis Donnerstag reist Maria nach Schaffhausen ab.» Von Schaffhausen erzählt ein Manuskript Lohbauers weiter: Er schildert seinem Freund Eduard einen Traum, in dem er «Maria von Schaffhausen lebendig begraben» sieht. Einer mündlichen Tradition entsprechend, soll sich die etwa dreißigjährige Maria, Mörikes «Peregrina» und «Mignon», 1836 mit dem Schreiner Andreas Kohler verheiratet und in Schaffhausen, Winterthur und zuletzt in dem thurgauischen Dörfchen Wilen ein schlichtes Alltagsleben geführt haben. Als Sterbeort der nachmals als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar gerühmten Frau wird Winterthur angegeben.

Keine Notiz gibt uns Bescheid, ob der Dichter auf seinen spätern Reisen in den Thurgau sie noch einmal angetroffen hatte (was auch kaum anzunehmen ist) oder ob er überhaupt von ihrer dortigen Anwesenheit wußte. So legt sich ein geheimnisvolles Dunkel über

das vor Mörike plötzlich auftauchende Schweizer Mädchen von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, das eine Zeitlang dem bekannten Pietistenkreis der Frau von Krüdener aus Basel angehört hatte.

Ob Mörikes «Peregrina» die literarische Frucht dieser seltsamen Begegnung ist, bleibt ein Rätsel. Der Biograph Notter bemerkt in einer Anmerkung zu Mörikes Lebensabriß: «Sollte unter dieser Schweizerin (der Fremden, Peregrina) vielleicht eine im Jahre 1824, wo das Gedicht «Peregrina» nach der beigesetzten Jahreszahl entstanden ist, nach Tübingen plötzlich aus der Schweiz auf geheimnisvolle Weise gekommene, ohne Zweifel noch vielen erinnerliche junge Wandrerin gemeint sein, die von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit der bekannten Frau von Krüdener in vertrauten Beziehungen gestanden hatte, und nebenher durch einen halb somnambülen Zug ihres Wesens die Aufmerksamkeit erregte?»

Ein Jahr darauf, 1825, verläßt Ludwig Bauer, der spätere Schriftsteller und Historiker, das Stift in Tübingen und seinen Studienfreund Eduard. Er begibt sich auf eine Reise nach Graubünden. In seinen Briefen mag er Mörike Eigenart und Schönheit der Schweiz vor Augen geführt haben.

Erst 1838 besuchte der in Cleversulzbach als Pfarrer amtierende Mörike zum erstenmal die Schweiz. Sein Ziel war der Bodensee. Er hielt sich im Thurgau auf, wo er der Kartause Ittingen einen Besuch abstattete. Diese Reise mag den Dichter und Pastor auch an den Rheinfall geführt haben, denn unser Biograph schreibt: «Im Sommer 1846 besuchte er abermals den Rheinfall bei Schaffhausen, den er in prächtigen Versen pries, ferner den Bregenzer Wald, den Bodensee und die nächstgelegenen Schweizer Kantone. Hier keimte die ‚Idylle vom Bodensee', die nach der Rückkehr rasch vollendet wurde.»

Zwischen die Schweizreisen von 1838 und 1846 fällt ein dritter Besuch, den Mörike im August 1840 zusammen mit seinem Bruder Louis, dem «Ehemann von vier Wochen», unternahm. Die Reise wurde unternommen in der Sorge um seinen Bruder Ludwig, der im Thurgau ein Gut pachten wollte. Die Fahrt ging nebst einer Abschweifung über St. Gallen noch bis Schaffhausen und Konstanz. Ein prächtiger Brief erzählt uns von den Eindrücken und Erlebnissen des Dichters.

Persönliche Sorgen trieben ihn 1851, in den Monaten Mai und Juni, wiederum an den See. Der Plan, in Konstanz ein kleines Mädchenpensionat zu gründen, wurde jedoch fallengelassen. Während seines Aufenthaltes in Egelshofen bei Kreuzlingen bediente sich das württembergische Kultusministerium seiner als Mittelsperson, den berühmten Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer (1807–1887), damals Professor an der Universität Zürich, später am Eidgenössischen Polytechnikum, einen Freund Gottfried Kellers, zur Wiederannahme des Lehrstuhles in Tübingen zu überreden. In der Sache sollte Eduard Mörike selbst nach Zürich reisen, was er indessen ablehnte.

Prächtige Briefe an seine Braut, Margarethe von Speeth, schildern die Tage in Egelshofen, welche in der bei Beck in München erschienenen Sammlung Aufnahme gefunden haben. Daß Mörike mit Pfarrer Steiger in Egelshofen verkehrte, ist leicht begreiflich, da er selbst protestantischer Geistlicher war, dann aber freilich vorzog, am Katharinenstift zu Stuttgart eine Lehrstelle anzunehmen.

Dies war die vorletzte Reise Mörikes in die Schweiz. Zusammenfassend ist also festzustellen, daß sich der Dichter fünfmal in der Schweiz aufhielt, vor allem im Kanton Thurgau: im Jahre 1838, im September 1840, vom 12. bis 23. Juli 1846, im Frühsommer 1851 während etwa sechs Wochen und 1857 zusammen mit seiner Frau.

Freunde in der Schweiz

Mörikes bester Freund in der Schweiz war selbstverständlich sein *Bruder Louis,* der zuerst in Schaffhausen, später in der Nähe von Kreuzlingen ein Gut bewirtschaftete. Auf seinen Schweizreisen war der Dichter bei ihm ein gerngesehener Gast: «Der Louis und seine Frau ... erneuern ihre Einladung nach Schaffhausen; ich soll anfangs April in Straßburg oder wo im Badischen mit ihm zusammentreffen; die Reise von dem dritten Ort aus in die Schweiz ginge auf seine Kosten.» Gerne überraschte Louis seinen Bruder auch mit Geschenken; einmal erfreute er ihn mit dem «reizendsten Produkt der Landwirtschaft», Honig, und dem «herrlichsten Erzeugnis des Mineralreichs», einem Goldstück. Ein andermal brachte der Bote ein Paket ins Pfarrhaus nach Cleversulzbach «... ein herrliches uraltes Kruzifix. Es ist nicht völlig eine halbe Elle hoch, aus einem feinen Holz, und zwar aus einem Stück gearbeitet. ... das Haupt liegt auf der rechten Schulter. Das Gesicht ist von rührendem Ausdruck. ... das Stück gehörte ehmals einer Kirche im Thurgau. Es riecht sehr nach Weihrauch. Louis hats von einem Freund geschenkt erhalten.»

Ein Jugendfreund Mörikes, *Rudolf Lohbauer,* mußte 1832 wegen «revolutionärer Gesinnung» in die Schweiz flüchten, wo er 1873 als streng christlich denkender Professor der Kriegswissenschaft in Bern starb. Während einiger Jahre hatte ihn Mörike aus den Augen verloren. In einem Nachwort an Mährlen fragt er betrübt: «Sag mir doch, wo hält sich Lohbauer auf ...?» Erst 1838 erscheint Lohbauers Name wieder in einem Brief des Dichters an den Universitätsbibliothekar Kurz in Tübingen, dem er eine Porträtzeichnung Hölderlins sendet: «Beiliegende Zeichnung (zum Teil von Lohbauer) in dankbarer Erwiederung ...» Einmal vergleicht er das Beiwohnen einer Operaufführung, welche für ihn «zu viele

subjektive Elemente hat», mit dem «Überschwall von altem Duft, Schmerz und Schönheit», die ihn auch an Lohbauer erinnern.
Erst 1843 erfahren wir mehr. Mörike hatte durch Lohbauers Schwester, die Gattin eines ihm bekannten Komponisten namens Kaufmann, einiges über seinen Jugendfreund erfahren: «Seine Frau gab mir allen möglichen Aufschluß über Rudolfs Übergang zum – Pietismus – darf man doch kaum sagen, es ist aber der vollste Ernst des frommgläubigsten Christentums, jedoch mit aller der demselben eigenen Billigkeit gegen andere, er ist (wie Du weißt, als Professor der Kriegswissenschaft zu Bern) durchaus zufrieden, ein schlichter, sparsamer Hausvater und hat ein Töchterchen. Ich las seine neuesten Briefe, die mir nur Achtung und Liebe einflößten. Ich fand noch seine alte Kraft darin . . .»
Noch tiefere und anhaltendere Freundschaft verband Mörike mit dem bereits erwähnten Ästhetiker *Friedrich Theodor Vischer* (1807–1887), einem Landsmann des Dichters, der über vierzig Jahre lang einen Lehrstuhl in Zürich innehatte. Verhältnismäßig zahlreiche Briefe geben uns Aufschluß über diese Freundschaft.

Mörikes Äußerungen über Schweizer Zeitgenossen

Die Auseinandersetzung über die politischen Angelegenheiten in der Schweiz wie die Beschäftigung mit zeitgenössischen Dichtern und Malern verdienen bei Mörike einer kurzen Erwähnung, wenn sie auch recht spärlich in seinen Briefen erörtert werden.
Am 23. April 1830 gesteht Mörike, «mit zerstreuten Gedanken einige gute *Geßnerische* Landschaften» gesehen zu haben. Im gleichen Brief erzählt er, wie er sich von einem anwesenden Schweizer aus Zürich über *Lavater* erzählen ließ, den jener «persönlich gekannt hatte, und er freute sich recht treuherzig über die Bekannt-

schaft, die ich mit dem eigentümlichen Charakter und Ansichten seines berühmten Landsmanns zeigte». 1830 widmet sich Eduard Mörike der Lektüre *Johann Georg Sulzers* über die Theorie der schönen Wissenschaften, worin er sowohl «Falsches, Obsoletes, Halbes und Triviales findet, doch zuweilen auch lehrreiche, sogar feine Bemerkungen».

1841 berichtet Mörike seinem Freund Hartlaub: «Hast Du nicht neulich in dem Schwäbischen Merkur in einem Schweizer Artikel von dem Volkskalender des Malers *Disteli* (ich glaub, er lebt in Solothurn) gelesen? Louis hat mir die sämtlichen Jahrgänge 1839–1842 geschickt. Es sind wirklich bewundernswerte Blätter, sowohl komischen als ernsthaften Charakters, vortrefflich komponiert, zum Teil so reich und mannigfaltig, daß man schon Zeit braucht, eine Darstellung nur ganz zu überschauen; die Zeichnungen meisterhaft, die prächtigsten Köpfe, kurz alles ungemein; auch der Steindruck sehr gut. Ich lasse die Hefte zusammenbinden; Du siehst sie bei mir.»

Der Dichter erhielt 1842 von seinem Freund Hartlaub eine Probe aus *Gotthelfs* Schulmeisterbiographie: «Sie ist freilich wie aus dem Spiegel. Ich will das Buch für die Lesegemeinschaft empfehlen.» Ein andermal schreibt er über den «Käser» (Jeremias Gotthelf) und seine Bücher: «Es kann sie kein andrer Mensch als ein Pfarrer geschrieben haben. Nur hie und da hat mir eine so etwas moderne poetische Sprache mit Inversionen u.s.w. mißfallen.»

Auffallend ist Eduard Mörikes große Anteilnahme am politischen Geschehen in der Schweiz während der Jahre 1847/48. Fast könnte der Leser glauben, die helvetische Stimme Gottfried Kellers zu vernehmen: «Wie die Freiburger Füchse, Marder und Wiesel so geschwind aus ihren Nestern herausgetrommelt wurden, der Sieg bei der Gislikoner Brücke, das ganze Benehmen des *Dufour* ist herrlich!»

Das Schweizerische in der «Idylle vom Bodensee»

Unter die Kostbarkeiten, die Mörike im Jahre 1846 geschaffen hatte, zählt neben den Gedichten «Auf eine Lampe» und «Göttliche Reminiszenz» die «Idylle vom Bodensee», ein episch-lyrisches Werk. Es ist hier weder Raum noch Aufgabe, über das Fehlen des Erlebnisses der einzelnen Charaktere zu sprechen, noch Kritik am hohen klassischen Versmaß und den vielen angewandten homerischen Gleichnissen zu üben. Über den Inhalt, eine Reihe verwandter Motive aus dem Bodenseeraum, Mörikes Glockenvorwurf, erfährt der Leser in andern Werken.

Den Plan zur «Idylle» dürfte der Dichter schon auf der ersten, sicher auf seiner zweiten Schweizerreise gefaßt haben. Er blieb jedoch lange Zeit dichterisch heimatlos und wurde erst im Herbst 1846 bei Schweizerbart in Stuttgart gedruckt.

Das Werk ist das stärkste Liebesgeständnis neben seinen Briefen zum Bodensee und seiner Umgebung. Maync schreibt in seiner Biographie: «Die Blumen, die er an seinen lachenden Ufern gepflückt hatte, band er in der Stille von Mergentheim zum anmutig bunten Strauß.»

Wenn wir das «Schweizerische» aus diesem epischen Lied heraussuchen, fällt uns als erstes auf, daß die Schweizer Seite des Bodensees als umrahmende Kulisse des Geschehens die bedeutendere Rolle einnimmt als die deutschen Ufer.

Zweimal wird der Säntis namentlich erwähnt; einmal als abendliches Stimmungsbild (1. Gesang, Verse 13/14):

> ... Aber im Grund wie schimmern die Berge! Wie hebet der Säntis
> Silberklar in himmlischer Ruh' die gewaltigen Schultern!

Das andere Mal vergleicht der Dichter das Kreisen des Reihers mit der höchsten Erhebung des Alpsteins, dem Säntis (5. Gesang, Verse 25/26):

Über dem See und über dem wilden Geflügel des Ufers,
Kreiste der Reiher empor, dem Säntisgipfel sich gleichend;

In weitern Versen beschreibt Mörike seine Eindrücke vom Alpstein, so im 3. Gesang, Verse 105–109, wo er den abendlichen Alpstein mit einer «himmlischen Wolke» vergleicht:

Jenseits aber die Berge, die ewig schimmern im Schneelicht,
Schon empfingen sie höheren Glanz, und leise des Mondes
Aufgang zeigten sie an, eh' die lieblichen Ufer ihn schauten;
Hoch vor andern im Nachtblau glänzte die Stirne des Alpsteins,
Einer himmlischen Wolke vergleichbar.

Doch nicht nur die höchste Erhebung jenseits des Sees beachtet der Sänger, auch die herrlichen Ufer üben einen großen Reiz auf ihn aus. So entdeckt er die «verschobenen Buchten» (3. Gesang, Verse 40/41), die er ein andermal das «wilde Geflügel des Ufers» nennt (5. Gesang, Verse 25/26), die «Reben- und Obstbaumhügel» der thurgauischen Nachbarschaft, durch die er schon öfters gewandert ist und ausruhte, die «Schlösser, die Höfe» und «die Flecken».

Drüben, im letzten Gefunkel des Tages die verschobenen Buchten,
Reben- und Obstbaumhügel, die Schlösser, die Höfe, die Flecken,

Unter den handelnden und erwähnten Personen der «Idylle» finden wir zwei Schweizer: einen Franziskanerpater aus dem Thurgau, der den heidnischen Dämon aus der Glocke treibt und, nah hinneigend zum Rand den Mund, sprach: «Lieblich sei, wie dein Name, nun auch deine Stimme, Maria!» (1. Gesang, Verse 124–126):

. . . Nun kam, vom Prior gesendet, ein Pater,
Nicht von den Seinen, versteht, ein Franziskaner vom Thurgau,
Der sich auf die Beschwörung verstand und die Geister in Zwang nahm.

Im 2. Gesang, Verse 138–140, wird von einem Steinacher Altmetallhändler gesprochen:

Drüben am See, da wohnt mir ein guter Bekannter, in Steinach,
Ein Rotgießer von Profession; er handelt mit allem,
Was nur klingt, es sei alt oder neu; . . .

In verschiedenen sprachlichen Ausdrücken und Wendungen scheint sich die Schweizer Mundartsprache widerzuspiegeln, doch sind diese der unserer Sprache verwandten alemannischen Zunge Mörikes entsprungen.

Eduard Mörikes Ittinger Gedichte

Mit einem gewissen Recht, das ich später dann noch zu beweisen versuche, darf man die beiden vorliegenden Gedichte «Dem Herrn Prior der Kartause I.» und «Besuch in der Kartause» als «Ittinger Gedichte» bezeichnen.

Dem Herrn Prior der Kartause I.

Sie haben goldne Verse mir, phaläcische,
Das zierlichste Latein, geschickt. Ich möchte wohl
Sie gleicherweis erwidern; doch mit gutem Grund
Enthalt' ich mich des Wagestücks, Vortrefflicher!
Kein Wunder, wenn ein grundgelehrter Freund Sie nur
Den zweiten Pater elegantiarum nennt.
Etwas bedenklich scheint es zwar, ich muß gestehn,
Daß ein Herr Prior, Prior des Kartäuserstifts,
Mit unserm Veroneser wettzueifern, sich
Inallewege als berufnen Meister zeigt.
Wenn Ihr Herr Bischof das erführe! Doch es soll,
Was über allen Türen Ihres Klosters steht,
An Pfosten, Gängen, selbst am heimlichen Gemach,
Silentium! – das strenge Wort, mir heilig sein.

In wenig Tagen komm' ich selbst; schon lange lockt
die neue Märzensonne mich. Dann find' ich wohl
Im Garten frühe meinen stattlich muntern Greis,
Beschäftigt, wilder Rosenstämmchen jungem Blut
Durch fürstlichen Gezüchtes eingepflanzten Keim
Holdsel'ge Kinder zu vertraun; von weitem schon
Ruft er sein Salve, und behend entgegen mir
Den breiten Sandweg, weichen Trittes, schreitet er
Im langen Ordenskleide, wollig, weiß wie Schnee.

Inzwischen hier ein Hundert Schnecken, wenn's beliebt!
Ich fügte gern ein Stückchen Rotwild noch hinzu,
Das mir der Förster heut geschenkt, doch fällt mir ein,
Daß man nicht Pater elegantiarum nur,
Vielmehr auch Pater esuritionum ist.

Besuch in der Kartause

Epistel an Paul Heyse

Als Junggesell', du weißt ja, lag ich lang einmal
In jenem luftigen Dörflein an der Kindelsteig
Gesundheitshalber auf der Bärenhaut.
Der dicke Förster, stets auf mein Pläsier bedacht,
Wies mir die Gegend kreuz und quer und führte mich
Bei den Kartäusern gleich die ersten Tage ein.
Nun hätt' ich dir von seiner Dignität zunächst,
Dem Prior, manches zu erzählen: wie wir uns
In Scherz und Ernst, trotz meines schwäbischen Ketzertums,
Gar bald verstanden; von dem kleinen Gartenhaus,
Wo ein bescheidnes Bücherbrett die Lieblinge
Des würdigen Herrn, die edlen alten Schwarten, trug,
Aus denen uns bei einem Glase Wein, wie oft!
Pränestes Haine, Tiburs Wasser zugerauscht.
Hievon jedoch ein andermal. Er schläft nun auch
In seiner Ecke dort im Chor. Die Mönche sind,
Ein kleiner Rest der Brüderschaft, in die Welt zerstreut;
Im Kreuzgang lärmt der Küfer, aus der Kirche dampft
Das Malz, den Garten aber deckt ein Hopfenwald,
Kaum daß das Häuschen in der Mitte frei noch blieb,
Von dessen Dach, verwittert und entfärbt, der Storch
Auf einem Beine traurig in die Ranken schaut.

So, als ich jüngst, nach vierzehn Jahren, wiederkam,
Fand ich die ganze Herrlichkeit dahin. Sei's drum!
Ein jedes Ding währt seine Zeit. Der alte Herr
Sah alles lang so kommen, und ganz andres noch,
Darüber er sich eben nicht zu Tod gegrämt.

Bei dünnem Weißbier und versalzenem Pökelfleisch
Saß ich im Gasthaus, der gewesnen Prälatur,
Im gleichen Sälchen, wo ich jenes erste Mal
Mit andern Fremden mich am ausgesuchten Tisch
Des Priors freute klösterlicher Gastfreiheit.
Ein großer Aal ward aufgetragen, Laberdan

Und Artischocken aus dem Treibhaus; «fleischiger»,
So schwur, die Lippen häufig wischend, ein Kaplan,
«Sieht sie Fürst Taxis selber auf der Tafel nicht!»
Des höchsten Preises würdig aber deuchte mir
Ein gelber, weihrauchblumiger Vierunddreißiger,
Den sich das Kloster auf der sonnigsten Halde zog.
Nach dem Kaffee schloß unser wohlgelaunter Wirt
Sein Raritätenkästchen auf, Bildschnitzerein
Enthaltend, alte Münzen, Gemmen und so fort,
Geweihtes und Profanes ohne Unterschied;
Ein heiliger Sebastian in Elfenbein,
Desgleichen Sankt Laurentius mit seinem Rost
Verschmähten nicht als Nachbarin Andromeda,
Nackt an den Fels geschmiedet, trefflich schön in Buchs.
Nächst alle dem zog eine altertümliche
Stutzuhr, die oben auf dem Schranke ging, mich an,
Das Zifferblatt von grauem Zinn, vor welchem sich
Das Pendelchen nur in allzu peinlicher Eile schwang,
Und bei den Ziffern, groß genug, in schwarzer Schrift
Las man das Wort: Una ex illis ultima:
«Derselben eine ist die letzt'» – verdeutschte flugs
Der Pater Schaffner, der bei Tisch mich unterhielt
Und gern von seinem Schulsack einen Zipfel wies;
Ein Mann wie Stahl und Eisen; die Gelehrsamkeit
Schien ihn nicht schwer zu drücken, und der Küraß stand
Ihm ohne Zweifel besser als die Kutte an.

Dem dacht' ich nun so nach für mich, da streift mein Aug'
Von ungefähr die Wand entlang und stutzt mit eins:
Denn dort, was seh' ich? wäre das die alte Uhr?
Wahrhaftig ja, sie war es! – und vergnügt wie sonst,
Laufst nicht, so gilt's nicht, schwang ihr Scheibchen sich auf und ab.

Betrachtend stand ich eine Weile still vor ihr
Und seufzte wohl dazwischen leichthin einmal auf.
Darüber plötzlich wandte sich ein stummer Gast,
Der einzige, der außer mir im Zimmer war,
Ein älterer Herr, mit freundlichem Gesicht zu mir:
«Wir sollten uns fast kennen, mein' ich – hätten wir
Nicht schon vorlängst in diesen Wänden uns gesehen?»
Und alsbald auch erkannt' ich ihn: Der Doktor war's
Vom Nachbarstädtchen und weiland der Klosterarzt,
Ein Erzschelm damals, wie ich mich noch wohl entsann,
Vor dessen derben Neckerein die Mönche sich
Mehr als vor seinem schlimmsten Tranke fürchteten.

Nun hatt' ich hundert Fragen an den Mann und kam
Beiher auch auf das Ührchen. «Ei, jawohl, das ist»,
Erwidert' er, «vom seligen Herrn ein Erbstück noch,
Im Testament dem Pater Schaffner zugeteilt,
Der es zuletzt dem Brauer, seinem Wirt, vermacht.»
– «So starb der Pater hier am Ort?» – «Es litt ihn nicht
Auswärts; ein Jahr, da stellte sich unser Enaksohn,
Unkenntlich fast in Rock und Stiefeln, wieder ein:
‚Hier bleib' ich', rief er, ‚bis man mich mit Prügeln jagt!'
Für Geld und gute Worte gab man ihm denn auch
Ein Zimmer auf der Sommerseite, Hausmannskost
Und einen Streifen Gartenland. An Beschäftigung
Fehlt' es ihm nicht; er brannte seinen Kartäusergeist
Wie ehedem, die vielbeliebte Panacee,
Die sonst dem Kloster manches Tausend eingebracht.
Am Abend, wo es unten schwarz mit Bauern sitzt,
Behagt' er sich beim Deckelglas, die Dose und
Das blaue Sacktuch neben sich, im Dunst und Schwul
Der Zechgesellschaft, plauderte, las die Zeitung vor,
Sprach Politik und Landwirtschaft – mit einem Wort,
Es war ihm wohl, wie in den schönsten Tagen kaum.
Man sagt, er sei bisweilen mit verwegenen
Heiratsgedanken umgegangen – es war damals
So ein lachendes Pumpelchen hier, für den Stalldienst, wie mir deucht –
Doch das sind Possen. Eines Morgens rief man mich
In Eile zum Herrn Pater: er sei schwer erkrankt.
Ein Schläglein hatte höflich bei ihm angeklopft
Und ihn in größern Schrecken als Gefahr gesetzt.
Auch fand ich ihn am fünften oder sechsten Tag
Schon wieder auf den Strümpfen und getrosten Muts.
Doch fiel mir auf, die kleine Stutzuhr, welche sonst
Dem Bette gegenüber stand und allezeit
Sehr viel bei ihm gegolten, nirgend mehr zu sehn.
Verlegen, als ich darnach frage, fackelt er:
Sie sei kaputt gegangen, leider, so und so.
Der Fuchs! dacht' ich, in seinem Kasten hat er sie
Zu unterst, völlig wohlbehalten, eingesperrt,
Wenn er ihr nicht den Garaus etwa selbst gemacht.
Das unliebsame Sprüchelchen! Mein Pater fand,
Die alte Hexe fange nachgerade an
Zu sticheln, und das war verdrießlich.» – Exzellent!
Doch setzten Sie den armen Narren hoffentlich
Nicht noch auf Kohlen durch ein grausames Verhör?
– «Je nun, ein wenig stak er allerdings am Spieß,
Was er mir auch, glaub' ich, nicht vergab.»

– So hielt er sich noch eine Zeit? – «Gesund und rot
Wie eine Rose sah man seine Reverenz
Vier Jahre noch und drüber, da denn endlich doch
Das leidige Stündlein ganz unangemeldet kam.
Wenn Sie im Tal die Straße gehn dem Flecken zu,
Liegt rechts ein kleiner Kirchhof, wo der Edle ruht.
Ein weißer Stein, mit seinem Klosternamen nur,
Spricht sie bescheiden um ein Vaterunser an.
Das Ührchen aber – um zum Schlusse kurz zu sein –
War rein verschwunden. Wie das kam, begriff kein Mensch.
Doch frug ihm weiter niemand nach, und längst war es
Vergessen, als von ungefähr die Wirtin einst
In einer abgelegnen Kammer hinterm Schlot
Eine alte Schachtel, wohl verschnürt und zehenfach
Versiegelt, fand, aus der man den gefährlichen
Zeitweisel an das Tageslicht zog mit Eklat.
Die Zuschrift aber lautete: Meinem werten Freund
Bräumeister Ignaz Raußenberger auf Kartaus.»

Also erzählte mir der Schalk mit innigem
Vergnügen, und wer hätte nicht mit ihm gelacht? 1861

Zur Entstehung der Gedichte

«Dem Herrn Prior der Kartause I.» entstand im Jahre 1846. Diese Datierung ist jedoch nach neuesten Forschungen von Hans Henrik Krummacher nicht zutreffend. Er hat ermittelt, daß das Gedicht «bis 30.8.1845» entstanden ist. Über Inhalt, Erlebnis und Entstehen dieses Gedichtes äußerte sich Mörike in keinem seiner Briefe. Zu «Besuch in der Kartause» (Epistel an Paul Heyse, Freund Mörikes und selbst Dichter) vermutet der Mörike-Forscher Hermann Fischer, daß die erste Anregung gelegentlich einer kleinen Reise mit seinem Bruder Louis im Jahre 1840 erwachsen ist: «Nach einem Abstecher nach St. Gallen gelangten die Brüder über Rorschach und Uttweil nach Konstanz. Unterwegs hatten die beiden auch einmal in einem Kloster zu Mittag gespeist. Das ist vielleicht das

einzige Ereignis, aus dem er den ‚Besuch in der Kartause' ausgesponnen hat.»
Entstanden ist das Gedicht allerdings erst 1861, nach einer längeren Arbeitspause des Dichters, über die Hebbel klagte, Mörike sei eingeschlafen. Mit diesem Werk reifte in dem aus der Erinnerung schöpfenden, alternden Mörike eines der besten Stücke seiner Art. Verschiedentlich spricht Mörike in seinen Briefen über den «Besuch». An Friedrich Theodor Vischer schreibt er am 22. Dezember 1861: «Die Trimeter von der Kartause erzählen im wesentlichen etwas Selbsterlebtes.»
Anders verhält es sich mit einem dritten Kartausengedicht, «Göttliche Reminiszenz». Es trägt nicht wie die ersten beiden den Charakter des «Selbsterlebten». Doch dürfte sich die örtliche Schilderung der ersten Verse an den «Besuch in der Kartause» oder die «Kartause I.» anlehnen:

> Vorlängst sah ich ein wundersames Bild gemalt,
> Im Kloster der Kartäuser, das ich oft besucht.
> Heut, da ich im Gebirge droben einsam ging,
> Umstarrt von wild zerstreuter Felsentrümmersaat,
> Trat es mit frischen Farben vor die Seele mir.

Über das Bild, das der Dichter in den weitern Versen entwirft, schreibt er selbst: «Das beschriebene Gemälde existiert in Wirklichkeit nicht.»

Mörikes Besuche in der Kartause Ittingen

Während Mörikes mehrfacher und oft längerer Besuche im Thurgau hatte er auch die Kartause Ittingen kennengelernt, zum erstenmal im Jahre 1838, zwei Jahre später, 1840, anläßlich der Schweizreise, die er mit seinem Bruder unternommen hatte, und schließ-

lich nochmals im Jahre 1857, als er in Begleitung seiner Frau dieselbe Gegend bereiste.
Über den ersten Ittinger Besuch hinterläßt uns Mörike kein Zeugnis. Ein leider unvollständig gebliebener Brief an seinen Freund Hartlaub erzählt uns bescheiden wenig über jenen Teil der Reise von 1840, in dem er nach Frauenfeld und Ittingen kam.
Dies ist zwar begreiflich, hatten die Brüder doch alle Hände voll zu tun und waren «den ganzen Tag entweder auf den Beinen oder im Gefährt und Abends müd zum Umsinken». So bot dieser zweite Besuch kaum jene idyllischen Bilder, die wir in Mörikes Kartausegedichten wiederfinden. Auch konnte keine «neue Märzensonne» ihn locken, es war ja September, und wie hätte sich in den kurzen, anstrengenden Reisetagen ein so traulicher Verkehr im Gartenhause des Priors entwickeln können, daß Catull und Horaz gelesen und phaläcische Verse des «zierlichsten Lateins» ausgetauscht werden konnten?
Hatte Mörike vielleicht während seines sechswöchigen Egelshofer Aufenthaltes im Jahre 1851 die Kartause wieder besucht? Weder eigene Briefe noch Briefe seiner Schwester Klara ließen es vermuten. Und doch mußte Mörike vor der Abfassung des «Besuchs in der Kartause» über den neuen Stand der Dinge erfahren haben, und dies wahrscheinlich persönlich. Der Kanton Thurgau hob im Jahre 1848 seine Klöster auf, und so fand der Dichter bei einem spätern Besuch «die ganze Herrlichkeit dahin», und er traf die Kartause so an, wie er sie in seinem «Besuch» voraussetzt.
Ein letzter, stärkster Beweis, daß Mörikes Bekanntschaft und Beziehungen mit und zur Kartause Ittingen keine rein zufälligen waren, sondern wohl tiefer und fester waren als angenommen, liefert die Tatsache, daß sich in Mörikes Hinterlaß – heute in Privatbesitz – ein Steindruck mit der Abbildung der Ittinger Kartause befand. Von Mörikes Hand stammt eine Aufschrift: «Besuch

in der Karthause: Als Junggesell, du weißt ja, lag ich lang einmal.» Eine Beifügung seiner Frau, nach dem Tode des Dichters, trägt die Worte: «Hat Bezug auf Mörikes Gedicht.»

Mörikes Prior

In beiden hier behandelten Gedichten ist, neben dem Pater Schaffner im «Besuch in der Kartause», der Prior Hauptfigur.
Sein ganzes Wesen trägt den Charakter eines recht liebenswürdigen Herrn, ein Typus der «Sommerweste» Mörikes. Daneben erscheint er uns als «grundgelehrter» Pater, erfahren und belesen in der antiken Literatur, ein Dichter, der

> Mit unserem Veroneser wettzueifern, sich
> Inallewege als berufnen Meister zeigt.

Von der freundschaftlichen Begegnung zwischen Dichter und Prior erzählen weitere Verse:

> ...von weitem schon
> Ruft er sein Salve, und behend entgegen mir
> Den breiten Sandweg, weichen Trittes, schreitet er...

Wer ist dieser Prior? Über seine Gestalt und seine Art verraten uns weitere Verse mehr. Seine Liebe zur Natur, «wilder Rosenstämmchen jungem Blut durch fürstlichen Gezüchtes eingepflanzten Keim holdsel'ge Kinder zu vertraun» und sein «sich inallewege als berufnen Meister» zu zeigen, harmonieren nicht immer mit der Klosterregel und seinem schweren Amt als Prior, «Prior des Kartäuserstifts». Deuten die Mahnworte Mörikes – wenn auch in scherzender Liebenswürdigkeit gesprochen – nicht auf dasselbe hin:

> Wenn ihr Herr Bischof das erführe!

K. Hirsch in Stuttgart versuchte 1920, eine Lösung über die Gestalt

des Priors zu finden. Er fand sie in jener des frühern Zisterzienserpaters Michael Wagner (Pater Protas; 1758–1829), der später Stadtpfarrer in Scheer an der Donau war. Verschiedentlich läßt sich beweisen, daß Mörike in jenem Städtchen als Gast weilte und dabei auch die Bekanntschaft dieses Herrn machte. Seine umfassende Bildung ist deutlich genug bewiesen. Hirsch glaubt, daß die Priorfigur in den beiden Gedichten aus der Erinnerung an diesen Pater erwachsen sei, und dies fast zwanzig Jahre nach Mörikes letztem Besuch in Scheer.

Diese Hypothese läßt sich verschiedentlich anfechten, gleichzeitig aber auch vertreten. Dagegen spricht vor allem der erwähnte Steindruck mit dem Bild Ittingens und den eindeutigen Aufschriften des Dichters und seiner Frau. Dafür hingegen spricht die Tatsache, daß das Städtchen Scheer zum Fürstengebiet der Taxis gehörte, welche im «Besuch» erwähnt werden:

> Und Artischocken aus dem Treibhaus; «fleischiger»,
> So schwur, die Lippen häufig wischend, ein Kaplan,
> «Sieht sie Fürst Taxis selber auf der Tafel nicht!»

Vielleicht lohnt sich ein Vergleich zwischen Mörikes Priorgestalt und jener der Kartause Ittingen. Bekanntlich fällt der erste Besuch Mörikes ins Jahr 1838. 1837 wurde der letzte Prior in Ittingen gewählt, Pater Bernhard König von Malters (Luzern). Am 14. März 1792 wurde er geboren, am 21. November legte er in Ittingen die Profeß ab und wurde am 19. Mai 1821 zum Priester geweiht. 1837 wählten ihn seine Mitbrüder zum Prior. «Seine Kräfte waren für die aufgenommene Bürde viel zu schwach, und mit Recht wurden namentlich die sehr häufigen Ausflüge (zu Pferd), die er sich erlaubte und die mit der strengen, zum Stillschweigen verpflichtenden Klosterregel nicht harmonierten, getadelt.» Nach der Aufhebung der Kartause suchte B. König zuerst bei seinem Freund Oberst von Müller in der Villa Friedberg in Schwyz Zuflucht.

Später siedelte er nach Niederbronn (Elsaß) über. Von dort aus besuchte er fleißig seinen Freund und Gönner in Schwyz. Nach der Aufhebung der Kartause Ittingen hatte er nie mehr daran gedacht, in eine andere Kartause überzusiedeln, und war auch nach damaliger Auffassung nicht dazu verpflichtet, da die Kartäuser ihr Gelübde «pro domo professionis» ablegten.
Nachforschungen in den Archiven Frauenfeld, Schwyz, Luzern und der Kartause Valsainte haben zu keinen weitern Ergebnissen geführt. Schuld daran trägt auch die Tatsache, daß die Schriftstücke und Bestände der Ittinger Bibliothek nach Aufhebung in alle Welt zerstreut wurden.
Wer nun auch immer Vorbild des Priors war – bei Mörike lassen sich solche Fragen oft sehr schwer lösen, da er seine Gestalten oft in einem idealisierten Lichte freundlichster Liebenswürdigkeit und Biederkeit erscheinen läßt –, wertvoll genug ist es, daß uns ein Dichter solche reizende Idyllen geschaffen hat.

Liebesgeständnis zum Bodensee

Nicht nur die «Idylle vom Bodensee», auch die Briefe Mörikes aus der Schweiz stellen ein einzigartiges Liebesgeständnis eines Dichters zum Bodensee dar.
Im Brief von Steckborn vom 25. September 1840 an seine Schwester und an Hartlaub nimmt der See einen bedeutenden Teil seiner Reiseschilderung ein:
«Eine halbe Stunde vor Lindau auf der Höhe erscheint zum erstenmal der Bodensee in westlicher und östlicher Ausdehnung, links Vorarlberg und weiterhin der Säntis, schneebedeckt, mit den Appenzeller Gebirgen.» Die kurze Abschweifung nach St. Gallen reizte den Dichter wenig, schreibt er doch selber: «Ich hatte eine

ordentliche Sehnsucht, dem See wieder nahe zu kommen.» An den stillen Ufern dieser Abgeschiedenheit schöpfte er nicht nur Kraft in sein «süß melancholisches Herz», sondern auch «eine gute Portion halbfeuchten Rheinsand» in seinen Mantelzipfel, um «sämtliche Schreibzeuge in Wermutshausen und Cleversulzbach damit zu versehen». Prächtige neue Bilder dieser Seelandschaft beeindruckten Mörike: «Ein verlassenes Boot, am Pflock angebunden, ächzte im Wellenschlag; die letzten Vogelstimmen verklangen im Weidicht.» Stellen wir diesem Herbstbild die Frühlingsstimmung des Sees, in der ihn der Dichter zehn Jahre später, anläßlich seines Aufenthaltes in Egelshofen, gesehen hatte, gegenüber: «Vorzüglich bewunderte man die verschiedenen Farben des Wassers, streifweise abgesetzt, bald das herrlichste Hellgrün, bald dunkel und schwärzlich gemischt, hier silberglänzend, rötlich, manchmal im ganzen regenbogenartig. Das stille Gehn und Kommen eines Schiffleins mit weither leuchtendem Segel ist mir da immer eine herzrührende Erscheinung, im Gegensatz zu den übermütigen Dampfbooten, die man denn doch auch wieder gerne sieht.»
Ist es da erstaunlich, daß in verschiedenen Gedichten immer wieder die selbsterlebten Bilder vom See auftauchen, wie hier in den Versen, die Mörike «einer Reisenden» widmete:

Bald an die Ufer des Sees, der uns von Ferne die Herzen
Lockt in jeglichem Jahr, Glückliche! kehrst du zurück.
Tag und Nacht ist er dein mit Sonn' und Mond, mit der Alpen
Glut und dem trauten Verkehr schwebender Schiffe dazu.
Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter
Spiegel, und bist du dort – ach, wie ertrag' ich es hier?»

Mörikes Zeichnungen

Ähnlich wie die Briefe des Dichters tragen auch seine Zeichnungen die liebenswerten Züge eines idyllenliebenden Träumers. Wie mit

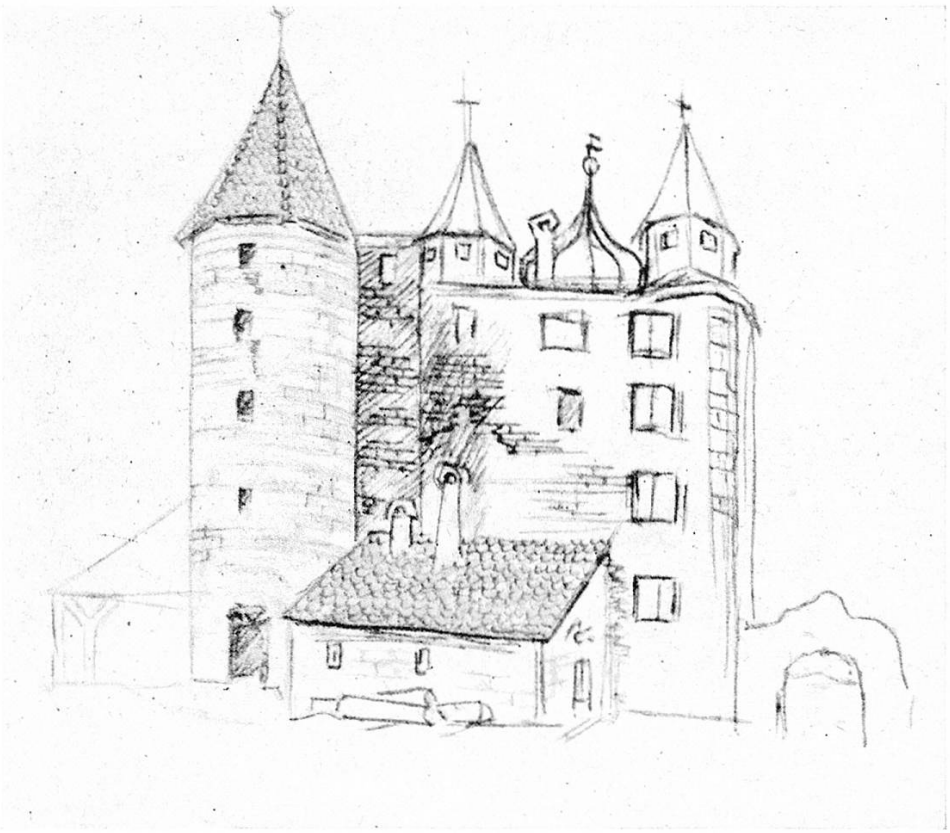
großen, staunenden Kinderaugen geschaut, strahlen diese kleinen Werke sonnigste und zärtliche Wunder einer Märchenwelt wider. Sie entstanden meistens als Beigaben zu Briefen an seinen Freund Hartlaub oder die Seinen. Mit Bleistift und Zeichenpapier durchstreifte Mörike die Gegend am See und ließ sich gerne vom Anblick des ruhigen Wassers, dem malerischen Winkel eines Schlößchens oder dem friedlichen Bilde einer einsamen Kapelle beeindrucken. Daraus geht auch hervor, daß diese Impressionen, gleich seinen Briefen, nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren.
Sie sind aber auch ein weiteres Zeugnis für die große Liebe, die Eduard Mörike zur thurgauischen Landschaft hegte.

Das Kirchlein Bernrain

Diese liebevolle Zeichnung der einsamen Kapelle Bernrain entstand während Mörikes Aufenthalt im Frühsommer 1851 in Egelshofen. Für seine ferne Braut Margarethe von Speeth hatte er sie geschaffen. Seine Schwester Klärchen pflückte unterdessen Blumen. Ein Brief offenbart uns des Dichters Empfindungen, die er während seiner Arbeit fühlte und erlebte:
«Es hatte geregnet, man konnte nicht sitzen und eben deshalb willens, nur eine Skizze nach der Natur zu nehmen, hatte ich dazu das nächste beste Papier eingesteckt, um die Ausführung auf einem andern Blatt bequem daheim zu machen. Der kleine Kirchhof, von drei Seiten frei, ohne Zaun oder Mauer umgeben – wodurch ihm

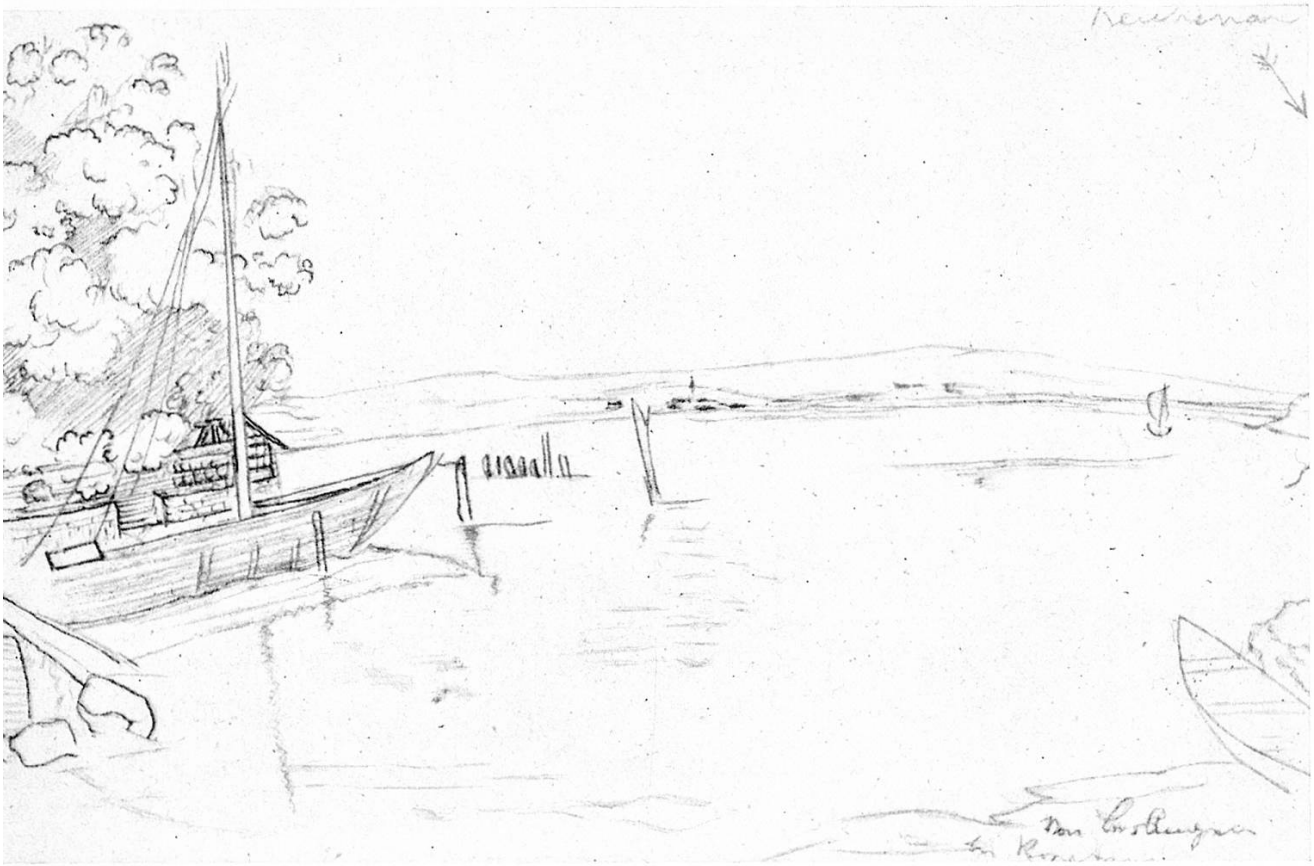
eben alles Ängstliche benommen ist – wird nun durch einen schmalen Fahrweg vom Walde getrennt. In dem vordersten Buschwerk (meist Buchen) stand ich, etwas erhöht, mit dem Bleistift beschäftigt. Zwei Weiber und ein Kind gingen drei Schritte vor mir vorbei, ohne mich wahrzunehmen. Klara ging Blumen für Dich zu suchen hin und her, sie verriet unbewußt ihre friedsame Stimmung in dieser lieblichen katholischen Nachbarschaft, indem sie das von Mergentheim und unauslöschliche ins Herz geschriebene Heilig-Geist-Lied halblaut vor sich hinsang. Einmal kam sie herbei, mir ein nicht leicht gesehenes grünes Blatt zu zeigen, auf dessen oberer Fläche, mitten ein rötlicher Fleck, wie ein verlaufener Blutstropfen, gezeichnet war. Es schien ihr wunderbar, und sie sagte, sie könnte glauben, daß dies Laub unter dem Kreuze Christi gestanden habe. In diesem Augenblick macht' ich (ihr unbemerkt) just das Kruzifix bei der Kirche.»

Dieser Brief, den der Dichter seiner katholischen Braut widmete, atmet eine tiefempfundene christliche Mystik. Er ist auch ein Beispiel für die Freundlichkeit, mit der Mörike «trotz seines schwäbischen Ketzertums» der katholischen Geisteswelt begegnet. Das Bild selbst ist eine realistische, gut proportionierte Skizze der Kapelle Bernrain. Der gotische Bau, beidseitig von Bäumen und sorgfältig hingezeichnetem Buschwerk eingerahmt, teilweise verdeckt, erhebt sich im Hintergrund eines scheinbar etwas verwahrlosten Kirchhofs. An der Außenwand des Mitteltrakts entdeckt man das im Brief erwähnte Kruzifix. Auf der linken Unterseite des Blattes befindet sich die Benennung der Zeichnung, an der rechten der Namenszug «Eduard M.».



Das Schloß in Steckborn

Eduard Mörike traf am 15. September 1840 zusammen mit seinem Bruder Louis in dem thurgauischen Seestädtchen Steckborn ein. Hier begann der Dichter abends um sieben Uhr im Postwirtshaus seinen Brief an die Lieben zu Hause und an seinen Freund Wilhelm Hartlaub: «Ich sitze hier im Postwirtshaus allein bei Licht auf unserm Zimmer, nachdem ich einen kurzen Gang durch dieses alte Städtchen und an den See hin gemacht, der hinten an das Haus anstößt.»



Der Untersee bei Berlingen

Mörike war schon anläßlich seiner zweiten Schweizerreise im Jahre 1840 bei Berlingen vorbeigefahren. Während seines Egelshofer Aufenthaltes besuchte er den kleinen Ort am Südufer des Untersees wiederum. Mit wenigen Strichen fängt er die ruhige Stimmung dieser Bucht ein. «In dieser Zeichnung ist am ehesten etwas von jener Stimmung eingefangen, die der Idylle vom Bodensee ihren einzigartigen Reiz verleiht.»

Verfasser und Verlag danken auch an dieser Stelle dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar für die wertvolle Unterstützung und die Genehmigung, die Zeichnungen Mörikes zu veröffentlichen.